

Liebe Gemeinde,

die Luft ist raus. Kein Pepp mehr. Natürlich geht alles irgendwie weiter – aber eben nur irgendwie. Der Schwung fehlt, die Begeisterung. „Business as usual“ – mehr ist nicht drin. Manchmal nicht mal das. Leute ziehen sich zurück, kommen nicht mehr so oft – oder gar nicht. Andere stehen kurz davor. Viele sind enttäuscht, müde, ausgebrannt.

Ich rede von der Gemeinde, für die vor bald 2.000 Jahren der Hebräerbrief geschrieben worden ist. Sie hat schon ein paar Jahrzehnte auf dem Buckel. Nicht alles ist so gelaufen, wie man sich ursprünglich so gedacht hat.

Am Anfang waren alle Feuer und Flamme. Aber jetzt stellt man fest: Es hat sich nicht viel geändert. Die Welt ist noch so ziemlich die gleiche. Nicht viel zu sehen vom Reich Gottes. Die Gemeinde hat zwar ein paar Dinge erreicht. Aber sie hat die Welt nicht gerade aus den Angeln gehoben. Es ist eher umgekehrt: Die „Welt“ bringt die Gemeinde ganz schön in Schwierigkeiten. Sie wird diskriminiert und z. T. sogar verfolgt.

Es ist alles nicht so einfach. Die Gemeinde kommt ins Grübeln. Nicht, dass der Glaube grundsätzlich in Frage gestellt wird. Nein, so weit gehen nur wenige. Aber die alten Glaubensformeln tragen nicht mehr so wie früher. Und den Glauben noch einmal neu entdecken und buchstabieren? Die meisten haben dafür einfach keinen Nerv. Die Ohren der Gemeinde sind träge geworden – meint der Schreiber des Hebräerbriefs (5,11).

Die Kraft reicht gerade noch dazu, die Gemeinde einigermaßen am Laufen zu halten – bei leicht abnehmender Tendenz. Und mancher, der früher voll dabei war, zieht sich langsam aber sicher zurück – bis er sich schließlich kaum noch sehen lässt. „Stillen Exodus“ nennen wir das.

So ganz heimlich still und leise geht das natürlich nicht. Man macht sich Sorgen um die Zukunft der Gemeinde. Sie werden vielleicht nicht offen ausgesprochen; aber sie sind da.

Manche sprechen ihre Sorgen offen aus – und liefern anschließend das Patentrezept, damit alles besser wird.

Ein Rezept lautet: „Zurück in die Zukunft!“ Grundlage dieser Forderung ist die Überzeugung: „Früher war alles besser“. Aber stimmt das wirklich? Und wann genau soll das gewesen sein – früher?

Wie wäre es, die Leute mal so richtig zu schütteln und wachzurütteln? Ihnen so richtig ins Gewissen reden. Ein bisschen schockieren und ein wenig drohen – oder auch etwas mehr. Dann bewegt sich was.

Aber wie lang hält das vor? In welchen Abständen muss die Drohung wiederholt werden? Ab wann nutzt sie sich ab? Außerdem ist die Atmosphäre eines Kasernenhofs nicht jedermanns Sache.

Oder der Schrei nach Modernisierung. Wenn wir dieses oder jenes ändern, wird alles besser. Natürlich gibt es immer was zu verbessern. Und es ist ein schlechtes Zeichen, wenn eine Gemeinde sich gegen Veränderungen sperrt. Aber bringt's das? Ist das so einfach? Man ändert hier und da ein wenig oder auch etwas mehr – und schon läuft's wieder?

Das ist doch wohl zu oberflächlich. Zu oberflächlich auch deshalb, weil all diese Patentrezepte wenig mit dem Evangelium von Jesus Christus zu tun haben. Denn in all diesen Rezepten geht es um uns – was wir tun sollen und was wir nicht tun sollen. Und es geht nicht um das, was Gott in Jesus Christus getan hat. Sie sind also gar nicht so christlich wie sie manchmal scheinen – diese Patentrezepte.

Christlich ist, was der Schreiber des Hebräerbriefs seinen Schwestern und Brüdern schreibt. Uns fehlt jetzt die Zeit, den ganzen Brief zu lesen. Aber ein kleiner Auszug tut es auch – ein Auszug, der den Brief auf den Punkt bringt und uns den christlichen Weg zu „Erweckung und Reformation“ zeigt - um einmal die beiden Begriffe aufzugreifen, die sich in unserer Kirche seit einigen Jahren eingebürgert haben.

Weil wir denn nun, liebe Brüder, durch das Blut Jesu die Freiheit haben zum Eingang in das Heiligtum, den er uns aufgetan hat als neuen und lebendigen Weg durch den Vorhang, das ist: durch das Opfer seines Leibes, und haben einen Hohenpriester über das Haus Gottes, so lasst uns hinzutreten mit wahrhaftigem Herzen in vollkommenem Glauben, besprengt in unsern Herzen und los von dem bösen Gewissen und gewaschen am Leib mit reinem Wasser. Lasst uns festhalten an dem Bekenntnis der Hoffnung und nicht wanken; denn er ist treu, der sie verheißt hat; und lasst uns aufeinander Acht haben und uns anreizen zur Liebe und zu guten Werken und nicht verlassen unsre Versammlungen, wie einige zu tun pflegen, sondern einander ermahnen, und das umso mehr, als ihr seht, dass sich der Tag naht. (Hebräer 10,19-25)

Mahnende Worte, keine Frage. Aber sie beginnen nicht mit dem, was wir tun sollen, sondern mit dem, was wir haben. Im griechischen Original beginnt der Abschnitt sogar direkt mit den Worten „wir haben“.

Was „haben“ wir denn? Erstens: Wir haben freien Eintritt ins Allerheiligste! Und zweitens: Wir haben einen Hohenpriester über das Haus Gottes – und was für einen!

Die Begriffe sind ziemlich alt. Aber was der Schreiber des Hebräerbriefs daraus macht, ist doch außergewöhnlich. Neue Glaubensformeln, die uns bewusst machen, was wir haben. Also:

Erstens: Wir haben freien Eintritt ins Allerheiligste

Das klingt vielleicht erst mal nicht so spannend. Ist es aber! Oft gilt Gott als unnahbar. Auch das Wüstenheiligtum und der Tempel in Jerusalem haben damals diesen Eindruck unterstützt. Genaue Regeln, wer wie nah an Gott bzw. das Allerheiligste ran darf.

Für die Normalsterblichen ist in irgendeinem Vorhof Schluss. Selbst der oberste Priester, der Hohepriester, darf nur einmal im Jahr ins Allerheiligste – dorthin, wo die Bundeslade steht und der Gnadenthron mit den beiden Cherubim, wo also Gott selbst gegenwärtig ist.

Am „Großen Versöhnungstag“ geht er mit dem Blut eines Ziegenbocks und eines Stieres dort rein. Und er nimmt Räucherwerk mit, der das Allerheiligste in Rauch hüllt – damit er den Gnadenthron bei all dem Rauch gar nicht richtig sieht bzw. weil er damit selbst „gut getarnt“ ist. Warum macht er das? Weil es lebensgefährlich ist, Gott zu begegnen.

Jesus ist da rein gegangen. Nicht in das Allerheiligste in Jerusalem. Denn das war ja nur ein schwaches Abbild des Heiligtums im Himmel. Jesus ist durch den Vorhang hindurch in das Allerheiligste des himmlischen Heiligtums gegangen – dorthin, wo Gott wirklich wohnt. Und er ist mit seinem eigenen Blut dorthin gegangen, dass er am Kreuz von Golgatha für uns vergossen hat.

Das an sich ist schon ziemlich revolutionär. Aber es kommt noch revolutionärer. Der Schreiber des Hebräerbriefs sagt: Jesus ist als Vorläufer für uns dort hinein gegangen. Er hat uns den Weg zu Gott frei gemacht. Er hat ihn eingeweiht – wie man auch übersetzen könnte. Er hat den Vorgang beiseite gezogen. Ich kann den Weg gehen, den Jesus als erster gegangen ist. Ich habe direkten Zugang zu Gott und darf ganz in seiner Nähe sein. Ich darf eintauchen in seine Gegenwart. Ich habe freien Eintritt ins Allerheiligste.

Und zweitens: Wir haben einen Hohenpriester über das Haus Gottes

Klingt vielleicht auch erst mal nicht so dramatisch. Ja, Jesus ist unser Hohepriester. So steht es im Hebräerbrief. Aber warum ist das so wichtig? Weil ein guter Hohepriester seinen Mitmenschen nahe ist und sie versteht.

Der Begriff Hohepriester kann so leicht missverstanden werden. In unserer Lebenswelt kommt er nicht vor. Vom Tempel in Jerusalem steht nur die Klagemauer. Seit der Zerstörung des Tempels durch die Römer gibt es dort natürlich auch keinen Hohenpriester mehr.

Deshalb ist uns dieses Amt ziemlich fremd. Es gibt ein paar fromme Bilder, auf denen ein Hohepriester zu sehen ist. Diese Bilder wirken i.d.R. ziemlich ernst.

Warum spricht der Hebräerbrief von Jesus als unserem Hohepriester? Er macht das, weil er zeigen möchte: Jesus versteht uns.

Damals wie heute wird Jesus oft „Sohn Gottes“ genannt. Zu recht. Aber der Schreiber des Hebräerbriefs hat den Eindruck: Wenn Jesus nur Sohn Gottes genannt wird, kann seine Menschlichkeit dabei aus dem Blick geraten. Er ist dann „nur“ der erhabene Sohn des lebendigen Gottes. Das ist er natürlich auch. Aber er ist uns eben auch ganz nahe gekommen. Er ist Mensch geworden.

Hören wir einfach ein paar Verse aus dem Hebräerbrief:

- „... *Wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht könnte mit leiden mit unserer Schwachheit, sondern der versucht worden ist in allem wie wir ...*“ (4,15). „...
- *Jeder Hohepriester ... kann mitfühlen mit denen, die unwissend sind und irren, weil er auch selber Schwachheit an sich trägt.*“ (5,1.2)
- *„Und er hat in den Tagen seines irdischen Lebens Bitten und Flehen mit lautem Schreien und mit Tränen dem dargebracht, der ihn vom Tod erretten konnte ...“* (5,7)

Jesus ging nicht wie ein Halbgott über diese Welt. Er schwebte nicht über den Dingen. Er hat auf der Erde gelitten, geweint, laut geschrien. Er war schwach, matt, zerschlagen. Jesus hat erlebt, was es heißt, existentiell bedroht zu sein. Wenn einem alle Felle wegschwimmen und nach menschlichem Ermessen kein Ausweg zu sehen ist. Persönliche innere Kämpfe sind ihm nicht erspart geblieben. Er kannte die Versuchung. Nicht nur irgendeine Versuchung kannte er, sondern die Versuchung schlechthin – die Versuchung, den Glauben zu verlieren und Gott abzuschwören.

Jesus versteht alle, die von finsternen Gedanken gemartert werden. Ja, er versteht auch die, die am Glauben zu verzweifeln drohen. Er fühlt mit unserer Schwäche mit, denn er war selbst schwach.

Wir sind in unserer Schwachheit nicht verlassen. In unserer Schwäche finden wir Jesus, den Schwachen – oder besser, er findet uns.

Das ist unser Hohepriester. Einer, der nicht nur Anteilnehmend und tröstend neben mir steht, sondern jemand, der mit meiner Situation und meinem Empfinden wirklich mitfühlt, weil er alles am eigenen Leib erfahren hat. Das ist unser Hohepriester. Und dieser Hohepriester hat für uns den Weg in die Nähe Gottes frei gemacht.

Wir haben freien Eintritt ins Allerheiligste. Und wir haben einen Hohenpriester über das Haus Gottes. Wir haben Zugang zu Gott und können schon jetzt in seiner Nähe sein. Und wir haben jemanden an unserer Seite, der uns kennt und versteht, der mitfühlt und mitleidet und alles für uns getan hat, tut und tun wird – Jesus Christus.

Das ist es, was wir haben. Und das ist sehr viel. Weil das so ist, bleibt uns gar nichts anderes übrig, als ins Allerheiligste zu gehen bzw. dort zu bleiben. *„So lasst uns hinzutreten ...“*.

Durch sein Opfer hat Jesus die Tür weit aufgemacht. Wir dürfen eintreten. Wir dürfen in der Nähe Gottes ankommen. Wir sind eingeladen, gern gesehen, angenommen und aufgenommen – und zwar auf Dauer.

Für manchen klingt das zu schön, um wahr zu sein – auch für manchen Christen. Nicht unbedingt deshalb, weil er an Gott zweifelt. Eher deshalb, weil er an sich selbst zweifelt oder gar verzweifelt.

So verständlich das ist – dafür gibt es keinen Grund. *„...lasst uns hinzutreten mit wahrhaftigem Herzen in vollkommenem Glauben, besprengt in unsern Herzen und los von dem bösen Gewissen und gewaschen am Leib mit reinem Wasser.“*

In der Luther-Übersetzung ist vom „vollkommenen Glauben“ die Rede. Gemeint ist eine völlige Gewissheit - die Überzeugung, durch Jesus Christus ohne Wenn und Aber bei Gott angenommen zu sein.

Gott hat alles getan, um uns von seiner Liebe zu uns zu überzeugen. Es gibt keinen Grund, unsicher zu sein. Gott schenkt vollkommene Gewissheit – weil es eben nicht auf uns, sondern allein auf seine Gnade ankommt.

Außerdem sind wir durch die Taufe „besprengt“ und „gewaschen“ – und zwar viel besser, als die Priester der alttestamentlichen Zeiten mit ihren rein äußerlichen Reinigungsriten, die sie vollziehen mussten, um das Heiligtum betreten zu können.

Wir sind getauft. Christus hat sich für die Gemeinde hingegeben, *„um sie zu heiligen. Er hat sie gereinigt durch das Wasserbad im Wort, damit er sie vor sich stelle als eine Gemeinde, die herrlich sei und keinen Flecken oder Runzel oder etwas dergleichen habe, sondern die heilig und untadelig sei.“* (Eph.5,25-27). Wir können zu Gott kommen, weil er uns gereinigt hat, weil er uns „fit“ gemacht hat, ihm zu begegnen. Deshalb sollen wir auch kommen und bei ihm bleiben.

Das alles aufzugeben wäre verrückt und gefährlich. Deshalb folgt eine deutliche Mahnung. Es ist keine Aufforderung, dass wir uns anstrengen sollen, um endlich vor Gott auf einen grünen Zweig zu kommen. Nein, es ist vielmehr eine Aufforderung, bei dem zu bleiben, was Gott uns geschenkt hat.

Lasst uns festhalten an dem Bekenntnis der Hoffnung und nicht wanken; denn er ist treu, der sie verheißten hat; und lasst uns aufeinander Acht haben und uns anreizen zur Liebe und zu guten Werken und nicht verlassen unsre Versammlungen, wie einige zu tun pflegen, sondern einander ermahnen, und das umso mehr, als ihr seht, dass sich der Tag naht.

Festhalten am Bekenntnis. Vielleicht hatte die Gemeinde damals bereits ein Glaubensbekenntnis, das im Gottesdienst gesprochen wurde. Jedenfalls war das christliche Bekenntnis klar und eindeutig – und es war natürlich vor allem ein Bekenntnis zu Jesus Christus als dem Herrn und Heiland der Welt und zu dem, was wir in ihm haben.

Wie kann die Gemeinde am Bekenntnis festhalten? Indem alle Gemeindeglieder aufeinander achten und sich ermutigen.

Achthaben hat nichts mit überwachen und ausspionieren zu tun. Es geht nicht darum, Tugendwächter zu beauftragen. Es geht darum, dass wir einander wahrnehmen. Wie geht es dem Menschen, den ich hier immer wieder im Gottesdienst sehe, der vielleicht neben mir oder in meiner Nähe sitzt? Was bewegt ihn, was freut ihn oder macht ihm Sorge?

Haben wir als Gemeinde ein Gespür für das, was den Andern oder die Andere bewegt? Die Kirche Jesu Christi ist eine Gemeinschaft, in der man sich gegenseitig aufbaut und motiviert, am Bekenntnis zu Jesus Christus festzuhalten.

Das geschieht vor allem im Gottesdienst. Im Gottesdienst versammeln wir uns um das Evangelium. Dadurch stärken wir uns gegenseitig.

Diese Versammlungen zu verlassen ist keine gute Idee. Manche Dinge im Leben können wir vielleicht allein auf die Reihe kriegen – der Glaube an Gott aber gehört nicht dazu. „Glaube und Hoffnung sind zu schwer für den einzelnen ... Man muss die Bilder, die Geschichten und die Lieder der Hoffnung teilen, um sie hören und singen zu können. Die Kirche ... [ist] der Ort des geteilten Mutes und des geteilten Zweifels.“ (Steffensky. Das Haus, das die Träume verwaltet. 17f.).

Wir brauchen einander. Es gibt keine Wahrheit nur für den Einzelnen – vor allem nicht bei der Sache mit Gott. Wir brauchen Geschwister, die mit uns glauben – und manchmal auch für uns. Es wäre verrückt, das aufzugeben. Und es wäre gefährlich, weil der Tag des Gerichts kommt – also der Tag, an dem es so wichtig ist, im Allerheiligsten in Gottes Gegenwart zu sein.

Was also können wir aus dem Hebräerbrief über „Erweckung und Reformation“ lernen – um noch einmal die Begriffe zu benutzen, die seit ein paar Jahren vermehrt genannt werden. „Erweckung“ heißt, sich wecken zu lassen, die Augen aufzumachen, sich bewusst machen, was wir alles haben. „Reformation“, also Wiederherstellung und Erneuerung, heißt, wieder in den Mittelpunkt zu stellen, was Gott in Jesus Christus für uns getan hat, tut und tun wird – so wie Martin Luther es bei seiner Reformation auch getan hat, die wir zu Recht als „die Reformation“ bezeichnen.

Manchmal aber ist bei den Stichworten „Erweckung“ und „Reformation“ vor allem von Dingen die Rede, die wir tun sollen: mehr beten, mehr in der Bibel lesen, an unserem Charakter arbeiten, mehr Mission ... Natürlich sollen wir das nicht aus eigener Kraft tun – wird dann gesagt. Aber es geht eben um unser Tun. Der Blick ist auf uns gerichtet, unsere Frömmigkeit. Es soll sich schließlich etwas bei uns bewegen.

Als Christen glauben wir daran, dass Gott in Jesus Christus zu uns gekommen ist und uns in seine Nähe zurückgeführt hat – bis ins Allerheiligste des himmlischen Heiligtums.

Das ist die Grundlage unseres geistlichen Lebens. Wir sind bereits am Ziel. Wir sind „eingesetzt im Himmel“, schreibt Paulus im Epheserbrief (2,6). Dieses Evangelium bewahrt vor geistlicher Verkrampfung. Dieses Evangelium löst etwas in uns.

Dieses Evangelium macht gelassen, aber nicht lässig oder gar nachlässig. Es macht uns frei, Dinge zu bewahren.

Und es macht uns frei, Dinge zu verändern. Gerade weil wir nicht ängstlich fragen müssen, ob wir alles richtig machen oder genug tun. Wir müssen nicht ständig auf uns selbst schauen. Wir dürfen auf Jesus Christus schauen.

Das ist die Botschaft des Hebräerbriefs – auch für uns in Frankfurt: Wenn wir uns immer wieder bewusst machen, was wir durch Gottes Gnade „haben“ und darauf achten, dass niemand von uns das aus den Augen verliert, dann haben wir nichts zu befürchten – nicht einmal das Gericht Gottes. Amen!